

Gott nimmt uns an

3. So. nach Trin., 02.07.2023, Ev. Kirchengemeinde Forchheim

Das Basisdogma der ganzen Christenheit ist die Lehre von der Dreieinigkeit. Die christliche Theologie hat bis heute Schwierigkeiten damit, die dreieinigen Personen wirklich als vollkommene Einheit zu begreifen. Bei genauerer Betrachtung zeigt sich, dass dies nicht an der Bibel liegt, sondern an der Einseitigkeit ihrer Auslegung. Einseitig ist die scheinbar selbstverständliche Vorstellung, Gott sei männlich. Einige frühe Theologen wiesen zwar schon darauf hin, dass der Heilige Geist in der Sprache des Alten Testaments, dem Hebräischen, wie auch in der nah damit verwandten Sprache Jesu und seiner Volksgenossen, dem Aramäischen, weiblich ist, aber das setzte sich nicht durch, weil sich zu jener Zeit kaum jemand eine vollständige Gleichwertigkeit des Weiblichen mit dem Männlichen vorstellen konnte. Darum machte man aus der Dreieinigkeit die Zweieinigkeit von Vater und Sohn, was so ganz zweieinig aber auch nicht war, weil man das Verhältnis des Vaters zum Sohn genau so bestimmte, wie es in allen Männergesellschaften üblich ist: Der Vater ist der unumschränkte Boss und der Sohn ist einzig darin eins mit ihm, dass er sich ihm bedingungslos unterwirft. Den Geist stellte man noch eine Stufe tiefer als den Sohn, indem man sein Wesen darauf reduzierte, vom Vater und vom Sohn auszugehen und damit nichts weiter als die Wesensäußerung der beiden zu sein, ohne eigenes Wesen und insofern auch eigentlich ohne eigene Person. Dementsprechend wurde die Trinität auch bildlich dargestellt, nämlich als Vater und Sohn in Person zusammen mit dem Heiligen Geist ohne Person, luftig angedeutet nur durch das Symbol der Taube.

Auch die Texte der Bibel sind in Männergesellschaften entstanden und die Einheit des Weiblichen und Männlichen schlummert mehr darin als dass sie ins Auge fällt. Aber sie schlummert *wirklich* darin und manchmal leuchtet sie sogar erhellend auf, wenn man es sich nur gefallen lässt, darauf zu achten. Eine dieser Stellen ist das Bild des Vaters im Gleichnis vom „Verlorenen Sohn“. Es ist ein äußerst mütterlicher Vater und genau so müssen Väter sein, wenn man sich stolz und dankbar zu ihnen bekennen soll. Wir können uns denken, dass die nicht erwähnte *Mutter* der beiden Söhne aus dem Verhalten dieses Vaters spricht, er ist ganz eins mit ihr.

Im Gleichnis vom „Verlorenen Sohn“ werden drei Grundformen des Annehmens dargestellt. Zwei davon sind an Bedingungen geknüpft, eine ist bedingungslos. Der ältere Bruder des „Verlorenen Sohns“ stellt an sich selbst und ihn die Bedingung sittlicher Leistung, um der Akzeptanz beim Vater *würdig* zu sein. Der Jüngere setzt, als er zur Einsicht seines Scheiterns gekommen ist, auf das Gegenteil: Ich muss, um wieder nach Hause kommen zu dürfen, erst einmal überzeugend das Bewusstsein meiner *Unwürdigkeit* nachweisen. Beide verstehen den Vater nicht, denn er liebt seine Kinder, so verschieden sie auch sind und so problematisch sie sich auch verhalten, *bedingungslos*.

Dass Mütterliche dieses Vaters ist die bedingungslose Liebe. Schon früh wurde der Heilige Geist mit der Liebe Gottes gleichgesetzt, aber auf Kosten der trinitarischen Einheit und zugunsten der damaligen Männergesellschaft versäumten es die Theologen, den Kreis zuende zu zeichnen: Der Geist der Liebe geht aus vom Vater und vom Sohn, erklärten sie, und sie hatten Recht damit, aber sie scheinen gar nicht auf den Gedanken gekommen zu sein, um der vollkommenen Einheit willen auch zu formulieren, dass der Vater und der Sohn ebenso vom Geist der Liebe ausgehen.

Der Vater im Gleichnis handelt im Geist der Liebe und der Geist der Liebe ist mütterlich. Das alles ist menschlich gedacht, aber wenn wir vom Göttlichen redlich sprechen wollen, müssen wir entweder ganz strikt auf der völligen Unsichtbarkeit und Unvorstellbarkeit Gottes beharren oder mit menschlichen Vorstellungen umgehen, ohne dabei zu vergessen, dass es sich dabei stets um Symbole handelt, die über sich hinaus auf ein letztlich unvorstellbares Geheimnis weisen. Das Geheimnis ist die allumfassende göttliche Liebe.

Weil unser menschliches Leben in dem Glauben Sinn findet, dass Gott uns als seine Abbilder geschaffen hat, dürfen wir zugleich aber auch für uns in Anspruch nehmen, dass diese Symbole nicht nur über sich ins Jenseits hinaus weisen, sondern auch in unser Diesseits hineinweisen, als die wesentlichen Wegzeichen für das Gelingen unseres menschlichen Lebens. Das heißt: So wie wir uns die trinitarische Einheit Gottes vorstellen können, so soll auch die Einheit von uns Menschen in der Liebe sein.

Mit dieser Grundausrichtung können wir nun auch in dem Glauben, dass sich die göttliche Liebe in unserer natürlichen geschöpflichen Beschaffenheit spiegelt, von dorthin denkend darauf zurückschließen, wie die göttliche Liebe zu uns Menschen eigentlich gemeint ist. Nichts anderes tut ja auch das Gleichnis, indem eine ganz irdische Begebenheit auf das Liebesverhältnis Gottes zu uns Menschen angewendet wird, um von diesem Geheimnis zu künden.

Wir wissen heute durch die zur Verfügung stehenden Forschungsbefunde besser als je, wie sehr es für die seelisch gesunde Entwicklung der Kinder darauf ankommt, in einer mütterlichen Umgebung aufzuwachsen, die ihnen Geborgenheit schenkt. Wesentlich dafür ist das zuverlässige und zugewandte Dasein mütterlicher Bezugspersonen: Dieser Mensch ist nicht nur da, sondern er ist auch *für mich* da, wenn immer ich ihn brauche. In der frühen Kindheit beständig diese Erfahrung zu machen ist die Voraussetzung für ein nachhaltiges stabiles *Grundvertrauen* dem ganzen Leben gegenüber. Weil ich angenommen bin, so wie ich bin, und dieses Angenommensein an keine Bedingungen geknüpft ist, kann auch ich mich selbst und die andern so annehmen, wie wir sind. Ich habe erfahren, in meinem mütterlichen Umfeld zuhause zu sein, und darum kann ich nun auch bei mir selbst, meinen Mitmenschen und dem Leben überhaupt zuhause sein. So lebe ich im Frieden mit mir, den andern und mit Gott, und wenn ich sterbe, gehe ich aus meinem vorläufigen irdischen Zuhause heim in die ewige Geborgenheit.

Die Probleme mit dem Grundvertrauen zu unserem göttlichen mütterlichen Vater machen wir uns selbst. Seine Liebe zu uns ist bedingungslos, aber wir glauben es nicht. Der ältere Sohn im Gleichnis fühlt sich zuhause nicht daheim, obwohl ihm dort *alles* zur Verfügung steht, was seinem Leben Freude geben kann. Er glaubt nicht, dass der Vater ihm das *alles* ohne Weiteres gönnt. Darum kasteit er sich und rackert sich umäßig ab, um sich seine Privilegien zu verdienen. Der Bruder denkt eigentlich genauso und der Ältere mag es ihm beigebracht haben: Zuhause bin ich nicht daheim. Er fühlt sich eingeeengt, obwohl die Geborgenheit der mütterlichen Liebe alles andere als einengend ist. Darum sucht er das Weite. Mit der Geborgenheit verliert er dort auch sich selbst, er geht zugrunde.

Man hat im Älteren den gesetzlich pharisäischen religiösen Menschen gesehen und im Jüngeren den wahren Christen, dem es vergönnt ist, die Vergebung des Vaters zu erfahren. Aber beide verbindet die Meinung, der Segen des Vaters hänge davon ab, dass sie die erforderlichen Bedingungen erfüllen. Der Jüngere unterscheidet sich vom Älteren nur darin, dass er scheitert. In den Augen seines Bruders ist er ein erbärmlicher Versager und genauso sieht er sich auch selbst. Genau wie sein Bruder denkt auch er, dass er nur noch *eine* Chance hat, gnädig vom Vater wieder aufgenommen zu werden: Er muss überzeugend beweisen, wie sehr er seinen falschen Weg bereut und wie ernst er es meint mit seiner Bekehrung. Das ist *seine* Art, sich das Angenommensein zu verdienen, es scheint ihm nichts anderes übrig zu bleiben.

Die Sichtweisen der beiden Söhne sind kennzeichnend für einen Großteil der Religion überhaupt und leider auch einen Großteil des Christentums. Das Gleichnis lehrt uns hingegen, dass wir uns alle religiösen Aktivitäten, die daraus hervorgehen, sparen können. Sie sind nicht Ausdruck echten Gottvertrauens; sie zeugen eher vom Gegenteil.

Aber woraus soll dann überhaupt noch die Praxis unseres Glaubenslebens bestehen? Ganz sicher vor allem aus Dankbarkeit und froher Lebensbejahung. Ganz sicher aus antwortender, dankbarer Liebe. Wenn die dreieinige göttliche Liebe das Urbild und Vorbild unserer menschlichen Liebe ist, dann findet unser Leben Sinn darin, uns mit aller Hingabe, zu der wir fähig sind, an diesem Vorbild auszurichten. Wir werden nur wenig von der unendlichen Aufgabe verwirklichen können und wir werden viele und auch schwere Fehler dabei machen. Aber unter allen Umständen bleiben wir bedingungslos angenommen von der göttlichen Liebe. Daran dürfen wir uns erinnern, um mutig immer neu den nächsten Schritt zu wagen.

Amen